

Erich Hackl

Am Seil

Eine Heldengeschichte

Diogenes

Covermotiv:
Gemälde von Alfons Walde,
»Berglandschaft«, ca. 1928
Copyright © 2018, ProLitteris, Zürich
Mit freundlicher Unterstützung
von Ketterer Kunst

Auf Wunsch des Autors folgt dieses Buch
der alten Rechtschreibung.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/18/852/1
ISBN 978 3 257 07032 3

Reinhold ist der Held meiner Geschichte.
Nur seinetwegen erzähle ich sie.

Lucia Heilman

Einschub, unerlässlich für den Fortgang der Geschichte, daß Reinhold Duschka sich schon zehn Jahre zuvor im sogenannten Werkstättenhof eingemietet hat, einem prachtvollen Industriebau, der zum sechzigsten Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs 1908 zwischen Linker Wienzeile, Hornbostelgasse und Mollardgasse errichtet worden war. Auf sechs Geschossen und drei Trakten verteilten sich an die hundertfünfzig Gewerbebetriebe, und der große Innenhof wurde im Osten von einem langgestreckten Wohnhaus begrenzt, das für die Handwerker und ihre Familien bestimmt war. Jede Werkstatt hatte eine schwere eiserne Eingangstür, die Decken waren, wegen des Gewichts und der Vibration von Maschinen, aus Stahlbetonplattenbalken errichtet, die Zwischenwände schalldicht isoliert worden.

Täglich gingen dort mehrere hundert Leute ein

und aus, Handwerker, Lieferanten, Wartungstechniker, Boten, Kundinnen, dazu kamen Karren, Fuhrwerke und Lastautos, wer achtete da schon auf eine mollige Frau und ein mageres Mädchen, die an drei aufeinanderfolgenden Tagen über breite Stiegen in den vierten Stock huschten, in Reinholds Werkstatt, deren Fenster zur Hornbostelgasse hinausgingen, gegenüber war die Gewerbliche Fortbildungsschule der Stadt Wien. So schafften sie ihr letztes Hab und Gut, in unscheinbare Taschen gepackt, in den Werkstättenhof: Kleider, Schuhe, Bettwäsche, Nähzeug, Seife, zwei Kämmе, vier Zahnbürsten, ein paar Fotos und Bücher, ein Federpennal mit Farbstiften, ein *Mensch-ärgere-Dich-nicht*-Spiel, eine kleine Laubsäge, vier oder fünf Hohleisen, einen Holzgriff und eine Walze für Linienschnitt sowie die Bären Bam, Bem, Bim und Augustin.

Als sie am dritten Tag auf dem Rückweg sind, schon die Berggasse hinuntergehen, bleibt Regina plötzlich stehen und faßt Lucia an der Hand. Sie hat den Lastwagen vor dem Haus gesehen, jetzt erblickt ihn auch das Mädchen, und sie sind nicht die einzigen Passanten, die das Geschehen beobachten. Gerade werden die Insassen der beiden Sammelwohnungen aus dem Haustor und zum Heck des Wagens getrieben, wo sie der Reihe nach über eine

angelegte Leiter auf die Ladefläche steigen. Der Vorgang dauert, in Lucias Erinnerung, nur wenige Sekunden. Oder eine halbe Minute, eine ganze. Auf der Pritsche stehen, dichtgedrängt, die Menschen, und plötzlich geschieht etwas, von dem Lucia nicht weiß, ob sie es mit eigenen Augen gesehen, sich nur eingebildet oder von der Mutter berichtet bekommen hat: Erna Dankner, die ganz außen steht, eingeklemmt zwischen ihren Leidensgefährten und der rechten Bordwand, verliert das Gleichgewicht im selben Moment, in dem der Wagen anruckt, sie schwankt, stürzt auf die Straße und wird offenbar – deutlich ist es aus der Entfernung nicht zu erkennen – von einem Hinterrad überrollt. Ihr regloser Körper, Schreie, Tumult, rasch zieht Regina ihre Tochter in eine Seitengasse.

Dreh dich nicht um, sagt sie, wir nehmen vorn am Eck die Tramway.

Dann steht Lucia neben ihr auf der Plattform der Straßenbahn, Juden ist der Aufenthalt im Wageninneren verboten, und starrt auf die Fahrbahn. Was ihr dabei durch den Kopf geht, wird sie Jahrzehnte später vergessen haben. Sie müssen einmal umsteigen, nach einer halben Stunde sind sie am Margareteingürtel. Während sie die Brücke über den Wienfluß überqueren, preßt Regina die Handtasche gegen die Brust, Lucia verdeckt ihren Stern mit ei-

nem Schal. Sie betreten den Werkstättenhof durch den Nebeneingang in der Hornbostelgasse. Es ist, vermuten wir, früher Nachmittag, das Stiegenhaus wie ausgestorben. Einmal hören sie das Rumpeln des Lastenaufzugs. Dann drückt Regina den Klingelknopf. Diese Nacht wird, früher als geplant, die erste sein, die Mutter und Tochter an Reinholds Arbeitsstätte verbringen, ihrem prekären Zuhause für die nächsten vier Jahre, die erst noch erzählt werden müssen.

Zunächst wäre jedoch die Werkstatt zu beschreiben, ausgehend von der Eisentür, die hinter ihnen ins Schloß gefallen ist, und dem kurzen fensterlosen Gang, an dessen Ende zwei braunlackierte Holztüren offenstehen. Nach rechts geht es in die eigentliche Werkstatt, einen sechzig oder gar achtzig Quadratmeter großen Raum mit zwei Fenstern aus Eisensprossen und Drahtglas, die fast die ganze Breite der Außenwand einnehmen; nach links in ein Extrazimmer, sechs Meter lang, fünf Meter breit, in dem Reinhold bisher Musterstücke seiner Kollektion zur Schau gestellt hat und das Kunden und anderen Besuchern von nun an verschlossen bleiben wird. Auch hier sorgt ein Sprossenfenster für ausreichend Tageslicht. Vor dem Fenster steht ein rechteckiger, in der Mitte ein großer runder

Tisch, vollgestellt mit den Exponaten, und an der Rückwand ein kistenförmiger Verschlag, ein Meter fünfzig hoch, vier Meter breit, neunzig Zentimeter tief, den Reinhold aus Latten und Brettern gezimmert und mit Winkeleisen an der Mauer befestigt hat. Stauraum für Geräte, Schachteln und Kanister, könnte man glauben, aber wer gegen die Klappe an der linken Schmalseite drückt, die von einem niedrigen Regal mit zehn, fünfzehn Büchern halb verdeckt ist, wird sehen, daß Reinhold auf dem Boden des Verschlags der Länge nach zwei Matratzen ausgelegt hat: die Schlafstellen für Mutter und Tochter.

Schwer vorstellbar, daß sie es zu zweit lange in dem engen, stickigen Versteck aushalten; und tatsächlich schleppt Reinhold nach Wochen oder Monaten ein Feldbett Marke Inrusa an, das ihm jemand geschenkt oder billig überlassen hat. Abends wird es für Lucia aufgeklappt, am Morgen darauf samt Bettzeug in den Kasten geräumt. Während Regina ihre Notdurft in einen Kübel verrichtet, läuft Lucia mit Schwamm, Handtuch und Seife schon in die Werkstatt hinüber, deren eigentümlicher Geruch, nach Lötfett, Polierpaste und abgestandener Luft, ihr noch nach siebzig und mehr Jahren vertraut sein wird, schlängelt sich zwischen der Werkbank, dem gußeisernen Ofen, dem langen Arbeitstisch, unter dem mehrere Lagen Blech liegen, und dem breiten

Schrank, in dem hinter Glas die fertigen, auf Vorrat produzierten Waren stehen, zur Abwasch durch, einem großen Metalltrog zum Patinieren, Färben und Waschen des Materials. Links davon Löttisch, Brenner und Gasherd. Sie setzt den Wasserkessel auf. Als kurz nach acht Uhr Reinhold eintrifft, sind sie und ihre Mutter schon am Arbeiten. Sechsmal die Woche, von Montag bis Samstag.

Über die Folgen der Flucht verloren die Erwachsenen kein Wort. Reinhold schwieg, weil er ohnehin nur dann etwas sagte, wenn er es für unerlässlich hielt, und Regina, weil sie Lucia nicht verschrecken wollte. Beide, weil Reden darüber die Gefahr nicht abgewendet hätte. Ihre Erfahrung reichte ohnehin aus, sich die Reaktionen der Behörden auf ihr Verschwinden vorzustellen. Als man ihre Mitbewohner in ein Zwischenlager im Zweiten Bezirk eingeliefert hatte, war vermutlich noch gar nicht registriert geworden, daß die beiden abgängig waren. Das wäre erst aufgefallen, als Regina der schriftlichen Aufforderung nicht nachkam, sich gemeinsam mit ihrer Tochter zur Abholung bereitzuhalten. Daraufhin hätten Gestapospitzel das Haus mit den inzwischen ausgehobenen Sammelwohnungen einige Tage lang überwacht, gleichzeitig im Bezirk und in den Geschäften, in denen Juden

noch einkaufen durften, nach ihnen gefahndet, eher nachlässig und nach dem Zufallsprinzip, denn die meisten Untergetauchten liefen der Polizei ohnehin über kurz oder lang bei Straßensperren und Razzien in die Arme oder wurden aufgrund einer Anzeige, manchmal auch im Verlauf anderer Ermittlungen in einem Versteck aufgespürt. Schwer vorstellbar, daß die Gestapo in einem solchen Zusammenhang auf Reinhold Duschka aufmerksam wurde; aber auszuschließen war es nicht. Es hätte ja sein können, daß sie jemanden verhörten, der oder die von seiner Freundschaft mit Regina Steinig wußte und eilfertig oder nach Androhung von Schlägen, spätestens im Zuge einer verschärften Einvernahme seinen Namen nannte. Daß sie Reinhold einige Tage lang beschatteten, plötzlich eine Hausdurchsuchung vornahmen. In seiner Wohnung hätten sie nichts gefunden. Aber das Versteck im Extrazimmer seiner Werkstatt wäre ihren geübten Blicken nicht entgangen.

Das war eine Ursache dafür, daß sie in ständiger Angst lebten. Die andere bestand darin, daß Regina und Lucia auf Reinholds Gegenwart und auf seine Gesundheit angewiesen waren. Stieß ihm etwas zu, waren sie verloren. Regina kannte niemanden, der sie dann bei sich aufgenommen oder anderswo untergebracht hätte, im Souterrain einer Vorstadtvilla,

in einem Schrebergartenhaus, im Hinterzimmer eines Altwarenladens. Und selbst wenn sich wie durch ein Wunder ein neues Versteck gefunden hätte, wäre es kaum möglich gewesen, sie zu ernähren. Die Rationen wurden von Jahr zu Jahr gekürzt, so daß es zehn oder zwölf Bezugsberechtigte gebraucht hätte, um zwei zusätzliche Personen zu verpflegen. Ein Netz von Helfern, Helferinnen also, tollkühn und besonnen zugleich.

Obwohl sie zu dritt mit einer einzigen Lebensmittelkarte auskommen mußten, war Reinhold selten ratlos, woher er das Essen für den nächsten Tag nehmen sollte. Mit Fortdauer des Krieges stieg nämlich die Nachfrage nach kunstgewerblichen Gegenständen, deren Anblick und Gebrauch Menschen für kurze Zeit das Gefühl verschaffte, in einer Friedenszeit zu leben. Mit Lucia und Regina als angelernten Hilfskräften konnte er höhere Stückzahlen herstellen, mit dem zusätzlichen Erlös im Schleichhandel Nahrungsmittel besorgen. Sie wußten, daß ihm ein Greißler heimlich Waren verkaufte, die sonst nur gegen Marken abgegeben wurden.

Wird er nicht mißtrauisch, wenn du schon wieder bei ihm auftauchst, fragte Regina einmal.

Ach was, erwiderte Reinhold. Ich hab ihm gesagt, daß ich Leistungssport betreibe und deshalb immer hungrig bin.

Auch am Naschmarkt, fünfzehn Minuten vom Werkstättenhof entfernt, war Reinhold oft anzutreffen. Dort verkauften Bauern aus der Umgebung Gemüse, das sie nicht abliefern mußten. Einmal war er zur Stelle, als eine Fuhre Karotten eintraf, einen Riesensack brachte er mit dem Leiterwagen in die Werkstatt, wo sie dann wochenlang davon aßen, Karotten roh, gerieben und gekocht. Fleisch dagegen war Mangelware und deshalb beinahe unerschwinglich. Für Reinhold spielte das keine Rolle, er ernährte sich fast ausschließlich vegetarisch, aber Lucia war im Wachsen und brauchte eine ausgeglichene Ernährung, auch wenn sie, im Gegensatz zu ihrer Mutter, zeitlebens und schon damals eine schlechte Esserin war, wie sie sagt.